Kritik an Geschäften mit Medizin in Indien

Bielefeld. Ärzte und Gesundheitsexperten haben die Geschäftspraktiken deutscher Medikamentenhersteller in Indien scharf kritisiert. Nach den Ergebnissen einer unabhängigen Studie verkauften Pharmafirmen verbotene Präparate in die Dritte Welt und manipulierten Forschungsstudien zu eigenen Gunsten, kritisierte die industriekritische BUKO-Pharmakampagne.

Die deutschen Pharmahersteller Bayer und Boehringer Ingelheim würden in Indien Produkte vertreiben, die teilweise wirkungslos oder schädlich und daher in Deutschland verboten seien, kritisierte die Bielefelder Gesundheitswissenschaftlerin Christiane Fischer, die das Geschäftsverhalten der beiden Unternehmen untersucht hat. Der Verkauf solcher „irrationaler Medikamente“ sei nicht nur moralisch verwerflich, sondern geradezu kriminell und müsse gestoppt werden.

Bayer und Boehringer wiesen die Kritik zurück. Der Firma Boehringer Ingelheim gehe es stets darum, im Interesse der Menschen zu handeln, sagte ein Sprecher. Bayer verwies auf das soziale Engagement des Unternehmens in Schwellenländern. So werde etwa der Kampf gegen vernachlässigte Tropenkrankheiten unterstützt.

Die Pharma-Kampagne mit Sitz in Bielefeld gehört zur „Bundeskoordination Internationalismus“ (BUKO), einem Dachverband von Dritte-Welt-Aktionsgruppen. epd

Moscheen bald einladender für Frauen

Istanbul. Das türkische Religionsamt will die Moscheen des Landes frauenfreundlich umbauen. Der Präsident der Behörde, Mehmet Görmez, ordnete laut türkischen Medienberichten an, landesweit alle islamischen Gebetsstätten für Frauen einladender zu gestalten. Bislang handele es sich bei den Frauenbereichen vielfach um dunkle Ecken oder „Abstellkammern“, sagte der Vize-Präsident des Amtes, Ekrem Keles.

„Dabei gibt es im Islam keinerlei Unterschiede vor Gott zwischen Männern und Frauen“, sagte Keles weiter. Zur Zeit des Propheten Mohammed hätten Frauen noch selbstverständlich am Freitagsgebet und anderen Gebetszeiten in den Moscheen teilgenommen. Erst später sei es üblich geworden, dass Frauen vom öffentlichen Gebet ausgeschlossen wurden und ihr Gebet zu Hause verrichten mussten. kna

Sudanesen sind optimistisch

Juba/Frankfurt a. M. Viele Menschen im Südsudan blicken nach Einschätzung von Entwicklungshelfern mit Optimismus in die Zukunft. „Trotz aller Schwierigkeiten sehen sie ihre Chance, in Freiheit in ihrem eigenen Land und ohne Gewalt zu leben“, sagte Rainer Lang, Sprecher der Diakonie Katastrophenhilfe in Juba. „Die Stimmung bei den Menschen, vor allem bei den Rückkehrern, ist ziemlich euphorisch.“ Die Südsudanesen haben sich in einer Volksbefragung im Januar für die Unabhängigkeit ihres Landes vom Norden ausgesprochen. Am 9. Juli erlangt Südsudan seine Unabhängigkeit. epd

Sabbat in Stamford Hill

Ein frommes Dorf in der wilden Metropole: London hat Europas größte Gemeinde ultra-orthodoxer Juden

Jasmin Fischer

London. Herschels Blick wandert erst in den Himmel über Stamford Hill, dann zu seinen Töchtern. Die Blaue Stunde hat begonnen, jene wenigen Momente zwischen Dämmerung und Sonnenuntergang. Es ist höchste Zeit: 18 Minuten vor der Dunkelheit zünden die Mädchen die Sabbatkerzen an. Das war immer so und wird immer so sein, würde Herschel sagen. Und was ist der Klamottenfimmel eines Teenagers gegen das Gesetz der Tora? „Mushka, Mushka“, ruft er die letzte Tochter ungeduldig. Sein eindrucksvoller Bart wippt, die tiefe Stimme donnert durchs Treppenhaus. „Sie zieht sich immer noch um“, murmelt er schließlich. „Wie lange soll das eigentlich noch dauern?“

»Herrje, überall auf der Welt ist es das Gleiche mit den Mädchen«

Herschel Glück ist Rabbi in Stamford Hill, der größten Gemeinschaft ultra-orthodoxer Juden in Europa. Die Gläubigen haben sich hier, im Herzen der schrillen, bunten Metropole eine sittsame und sorgfältig abgeschottete Parallelwelt geschaffen, wie sie auf der Welt kein zweites Mal zu finden sein wird. Mal als „Quadratmeile der Frömmigkeit“, mal als „letztes existierendes Ghetto“ bezeichnet, leben in dem Nordlondoner Stadtteil 25 000 chassidische Juden.

Rabbi Herschel Glück will seinen heranwachsenden Töchtern ein streng religiöses Leben beibringen. Das ist nicht immer leicht. Fotos: Frank Preuß

Der Lebenspuls der Enklave gehorcht Gesetzen, die Jahrhunderte alt sind: Es ist eine geschlossene Gesellschaft der Gelehrten und Schüler, in der die Männer ihr Leben mit dem Studium der Tora in den über 50 Synagogen des Viertels verbringen, die Frauen sich um die Familien kümmern. Die meisten unterwerfen sich strengen Regeln: Man bleibt unter sich, Blickkontakt mit Fremden wird gemieden, Fernsehen ist tabu.

Wer nichts von Stamford Hill weiß, passiert die baumgesäumten Straßen unbesehen, das Versorgungsnetz aus koscheren Bäckereien, Fischhandlungen und der Hetzola-Rettungswache samt jüdischen Notfallmedizinern. Wer aber von der Hauptstraße abbiegt, fühlt sich in ein Dorf versetzt, wie es vor Jahrzehnten in Osteuropa ausgesehen haben könnte. Während nur wenige Minuten entfernt Jeans, Highheels und umgedrehte Baseballkappen angesagt sind, tragen die Männer hier schwarze Mäntel, weiße Strümpfe und Seitenlocken; am Sabbat sogar riesige Pelzhüte, die „Streimels“. Im Gegensatz zu Glücksuchern, Aufsteigern und internationalen Arbeitsnomaden, die in die Metropole streben, sind die Ultra-Orthodoxen eine eng gewebte Gemeinschaft aus Flüchtlingen.

„Meine Mutter stammte aus dem Burgenland in Österreich“, erzählt Rabbi Glück, „jenem Gebiet, das Hitler 1938 als erstes ’judenrein’ gemacht hat.“ Mit zehn Jahren wurde sie einem Kindertransport zugeteilt – das letzte Mal, dass sie ihre Eltern lebend sah. So wie Glücks Mutter kommen nahezu alle Familien hier aus dem Holocaust. Sie mögen ungarisch, polnisch oder deutsch sprechen – die existenzielle Erfahrung der Verfolgung ist es, die das Viertel bis heute zusammenhält. Und bisweilen Schatten wirft.

„Wir behandeln Kinder mit den Alpträumen 70-jähriger Männer“, sagt José Martin. Die Sozialarbeiterin engagiert sich bei Talking Matters, einer orthodox-jüdischen Beratungsstelle zur Stressprävention. In ihren Sitzungen kommen irrationale Ängste vor Hunden, das Horten von Essen oder Schlafstörungen an die Oberfläche. Nur: Ihre Patienten sind Kinder, keine Pogrom-Opfer. „Viele Überlebende von Stamford Hill versuchen, ihr Trauma zu vergessen, aber alles, was sie damit erreichen, ist, dass es so lebendig wie eh und je bleibt“, sagt sie. „So vererben sie der dritten und vierten Generation ihre Ängste und das Misstrauen gegen die Außenwelt.“

In ihren Augen ist der selbst auferlegte, rigide Lebensstil des Viertels daran schuld: „Die Idee, sich hier wie hinter einem Schutzschild vom Rest der Welt zurückzuziehen, hat ihren Preis“, so Martin, „die Isolation verstärkt das Trauma aus der Großeltern-Generation.“ Sie wünscht sich, dass die Jugendlichen rebellischer wären.

Doch zwei Straßen weiter arbeitet Rabbi Avrahom Pinter hart daran, dass Lebenswandel, Werte und Traditionen dieser Gemeinschaft nicht verwässern. Er leitet die Yesodey-Hatorah-Mädchenschule, die oft Schlagzeilen macht. Die Schülerinnen katapultieren sich regelmäßig mit guten Testergebnissen an die Spitze britischer Leistungskontrollen.

„Letztens waren sogar Forscher aus Skandinavien hier und wollten wissen, warum das denn so ist“, lacht José Martin. „Ganz einfach: Wir haben eine Identität. Die können wir mögen oder hassen – aber sie schenkt uns Zugehörigkeit.“ Die starken Bindungen mögen Außenstehenden als erstickend erscheinen – für die dramatisch wachsende chassidische Gemeinschaft sind sie ein Immunsystem, das die Risikofaktoren der Großstadt abblockt. Pinter erklärt das so: „Die Schülerinnen kennen Lady Di und wissen, dass sie Prinz Charles’ Ehefrau war. Die ganze Sache mit Diana, Charles und Camilla, die müssen sie nicht hören.“

»Die Idee, sich hier vom Rest der Welt zurückzuziehen, hat ihren Preis«

Die Schülerinnen dürfen sich nicht schminken und kleiden sich unauffällig. Trotz ihrer exzellenten Noten werden sie vermutlich nie Karriere machen. „Das ist nicht ihr Hauptziel“, so der Rektor – und fragt bei einem Rundgang durch das makellose Schulgebäude Lehrerinnen und Kinder nach ihrem Lebenstraum. „Das Wichtigste ist es, eine gute Mutter zu sein“, sagen alle. Sechs Kinder hat jede Familie in Stamford Hill im Schnitt. „Wenn die Frauen es schaffen, obendrein zu arbeiten, dann sollen sie das tun“, sagt Pinter süffisant.

Wer ein anderes, liberaleres Leben führen will, muss Stamford Hill verlassen. „Man kann aber nicht einfach seine chassidische Uniform ausziehen und anderswo von vorn beginnen“, sagt José Martin, die schon einige Befreiungsschläge miterlebt hat. „Die Jugendlichen, die gehen wollen, sind oft gar nicht für die Welt da draußen ausgerüstet – und kehren irgendwann zurück.“

Chaim Yehuda Frankel gehört zu denen, die es schaffen, in beiden Welten zu leben. Der Student ist gerade ins acht Meilen entfernte Golders Green gezogen. Hier sind die Grenzen etwas durchlässiger. Die Grundprinzipien des orthodoxen Judentums bleiben aber unverhandelbar. Chaim wohnt in einer Männer-WG, in der es zwar Laptops und Internet gibt, aber kein Fernsehen, keine Drogen und keine Mitbewohnerinnen. „Das ist tabu, damit wäre unser Ruf als gläubiger Jude zerstört“, sagen die Studenten einhellig. Für sie ist es bereits eine Gratwanderung, Jobs anzustreben statt ihr Leben ausschließlich dem Tora-Studium zu widmen.

Und so wird diese orthodox-jüdische Insel weder leerer noch kleiner. Im Gegenteil: Zur hohen Geburtenrate kommen viele Zuzüge. Die jüngeren Generationen sind oft noch strikter in ihrem Glauben als die Alten. „Manche sagen, dass sie hier zum ersten Mal Erwachsene gesehen haben, die singen, ohne betrunken zu sein“, sagt Joel Padowitz, der sich um jüdische Teenager kümmert.

Mushka, die mal in die Werbebranche will und viel Zeit auf Facebook verbringt, hat ihren Kapuzenpulli gegen ein feierliches Oberteil getauscht. „Ich sehe furchtbar aus“, beschwert sie sich, als sie ins Wohnzimmer stürmt und sich die Zündholzer schnappt. „Herrje“, seufzt Rabbi Glück und lächelt gutmütig: „Überall auf der Welt ist es das Gleiche mit den Mädchen: Image, Image, Image!“ Der Widerspruch kommt umgehend: „Mädchen sind nicht überall gleich. Es gibt Tussis und es gibt Kampfzicken, Papa.“ Herschel Glück rückt seinen Hut zurecht: „Gerade denen ist Image doch besonders wichtig.“ Die Mädchen kichern, ums letzte Wort verlegen, dann steckt Mushka wie tausende andere Mädchen im Viertel um 18 Minuten vor Sonnenuntergang die Kerzen an. In Stamford Hill hat der Sabbat begonnen.

Die Töchter von Rabbi Glück beim Entzünden der Sabbatkerzen. Die Mädchen der ultraorthodoxen Juden…

…erbringen in der Schule Aufsehen erregende Höchstleistungen, werden aber kaum je einen Beruf ergreifen. Die Jungen…

…sollen ihren Tag mit dem Studium der Tora verbringen – so war es bei ihren Vätern schließlich auch schon.

CHASSIDIM

Die Frommen

Chassidim ist hebräisch und heißt „die Frommen“. Ihre starke Hinwendung zum Glauben wird oft mit den Erfahrungen der Verfolgung in der Diaspora erklärt.

Die bekannteste chassidische Gemeinschaft ist wohl die in Jerusalem. In Europa sind neben London Zürich und Antwerpen die Zentren.

Neudeck: Nicht jeder verdient Hilfe

Halle. Der Gründer der Hilfsorganisation „Grünhelme“, Rupert Neudeck (71), hat eine Neuausrichtung der Entwicklungspolitik gefordert. Die staatliche Entwicklungshilfe müsse auf einige wenige Länder konzentriert werden, sagte Neudeck dem MDR-Hörfunk in Halle. Die Regierungen der Empfängerländer müssten bereit und in der Lage sein, für ihr Volk alles aus der wirtschaftlichen Entwicklung herauszuholen, was möglich sei. In Afrika wäre das in Tansania, Uganda, Ruanda und vielleicht Kenia der Fall.

Neudeck zog eine kritische Bilanz der bisherigen Entwicklungshilfe. Seit 50 Jahren würden die Erwartungen nicht erfüllt. So seien tausend Milliarden US-Dollar in den „Sorgenkontinent Afrika“ gepumpt worden, ohne dass es etwas gebracht habe.

„Entwicklungshilfe wurde zu einem ganz starken Motor von Korruption“, kritisierte Neudeck, der auch das Notärzte-Projekt Cap Anamur ins Leben gerufen hatte. Die Hilfe zur Selbsthilfe fand nach seiner Einschätzung nur wenig statt. epd

Folter-General verurteilt

Buenos Aires. In Argentinien kommt die juristische Aufarbeitung der Militärdiktatur weiter voran. Ein Gericht in Buenos Aires verurteilte jetzt den früheren General Eduardo Cabanillas zu Lebenslänglich. Drei frühere Geheimdienstmitarbeiter erhielten Gefängnisstrafen von 20 bis 25 Jahren. Die Angeklagten wurden der gewaltsamen Entführung und Folter im Geheimlager „Automotores Orletti“ für schuldig befunden. Es war eines der wichtigsten Lager bei der grenzüberschreitenden Verfolgung von Diktaturgegnern. Dort wurden Oppositionelle aus Chile, Paraguay, Bolivien und Uruguay festgehalten, gefoltert und ermordet. Die Militärjuntas dieser Länder kooperierten in den 70er und 80er Jahren bei der Verfolgung politischer Gegner. epd

Landminen sollen Schulfach werden

Köln. Ein „Schulfach Minen“ hat Unicef für Länder gefordert, in denen Kinder durch Landminen verletzt und getötet werden. Das Thema Minenaufklärung müsse fest im Lehrplan der Schulen verankert werden, forderte der Geschäftsführer von Unicef Deutschland, Christian Schneider. Denn 40 Prozent der zivilen Opfer von Landminen und Blindgängern seien Kinder.

Laut Unicef sind Landminen und Blindgänger zurzeit in 65 Ländern der Erde ein Problem. Besonders betroffen seien Afghanistan, Somalia, Kambodscha, Tschad und Pakistan. kna

Jagd auf Drogenmafia liegt in Frauenhand

Mexiko-Stadt. In Mexiko wird erstmals eine Frau oberster Strafverfolger der Drogenkartelle. Präsident Felipe Calderón ernannte Marisela Morales zur neuen Generalstaatsanwältin. Sie leitete bisher Mexikos Sonderstaatsanwaltschaft gegen das Organisierte Verbrechen und ging dabei rigoros gegen Korruption in den eigenen Reihen vor. Morales erhielt am 8. März den von der US-Regierung unterstützten internationalen Preis für mutige Frauen. epd